Paulette setzt sich durch

Autor(en): **Garai, Louise**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **37 (1947)**

Heft 22

PDF erstellt am: **24.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-644956

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Paulette

SETZT SICH DURCH

ROMAN VON LOUISE GARAI

Die strahlende Morgensonne eines wunderbar klaren Wintertages zog langsam die grauen Nebelkappen von den Häuptern der Bergriesen. Vereinzelte Windstösse wirbelten noch hie und da auf dem hochgelegenen Gebirgsplateau den in der Sonne silbern leuchtenden Schnee auf. Aber dieses lustige Treiben dauerte nicht sehr lange, und bald herrschte wieder jene erhabene Ruhe und Stille, die das Herz des Menschen so ergreift.

Nur aus dem sanft geneigten Hang einer hoch in den Himmel ragenden Kuppe war von dieser Stille nicht allzuviel zu spüren. Der klare Wintertag hatte fast alle Gäste des 2000 Meter hoch gelegenen Gebirgshotels «Alpenblick» ins Freie gelockt. Manche unter ihnen, trotz der warmen Wintersonne noch vermummt wie Eskimos, streckten sich behaglich in Liegestühlen, die eine fürsorgliche Hoteldirektion auf einem windgeschützten Hang hatte aufstellen lassen. Andere Gäste wieder, aus irgendwelchen Gründen den Skiern abgeneigt, stapften behutsam durch den Schnee. Es waren meist ältere Leute, die jetzt durch ihren unsicheren Gang in dem lockeren Schnee an Kinder erinnerten, die, zum ersten Male den Schutz der mütterlichen Hand entbehrend, ein paar Schritte wagten. Wie aus Bogen abgeschnellt, sausten Skiläufer an ihnen vorbei.

Auf der breiten Schneewiese vor dem Berghotel übte eine Gruppe von Gästen, angetrieben von der heiseren Stimme des Skilehrers, das Aufwärtsstapfen auf den Skiern. Wer fiel, lachte, und die andern lachten mit.

Man konnte wohl ohne Uebertreibung behaupten, dass fast alle diese Hotelgäste zu jenen oberen Zehntausend zählten, die sich gewissermassen immer auf den Höhen des Lebens bewegen. Niemand hätte daran gezweifelt, dass das Schicksal eines jeden einzelnen unter ihnen in einem Tage mehr Romantik aufzuweisen hat, als in Jahrzehnten das Schicksal jener Menschen, die unter der Gesamtbezeichnung «Hotelpersonal» ein von den Gästen so ganz übersehenes Dasein führen. Diese Menschen dürfen keine Zeit verwenden, andächtig in den Anblick der Berge, Tannen, Gletscher zu versinken, höchstens in der sehr knapp bemessenen Zeit, die sie privat für sich zur Verfügung haben. Diese Menschen sind eingespannt in das Räderwerk ihres Dienstes, huschen durch die Hotelkorridore, reinigen die Zimmer, decken die Tische, bügeln die Wäsche, bereiten die Mahlzeiten, heizen, kehren, putzen. Gewiss ein unromantisches Leben! Doppelt unromantisch, angesichts der gewaltigen, zeitlosen Gebirgswelt...

Und doch wollte es der Zufall, dass gerade im «Alpenblick» für diese Menschen ein Tag kam, der ihre Schicksale so heftig durcheinanderwirbelte, wie ein Windstoss den Schnee auf den Halden. Noch am Morgen erschien das Leben eines jeden einzelnen unter ihnen so friedvoll, wie der herrliche Wintertag mit seiner strahlenden Sonne und dem wolkenlosen blauen Himmel. Aber noch ehe die Sonne dieses Tages unterging, türmten sich grosse Wolkengebirge auf, eisige Stürme jagten über Berge und Täler, Lawinen donnerten nieder...

Und es bestätigte sich so im Laufe eines kurzen Wintertages das Dichterwort, dass der Mensch dem Schicksal ebenso wenig trauen darf wie der Natur. Denn immer sind sie am Werk, die finsteren dämonischen Gewalten; zerstören, zerbrechen, verjagen im Augenblick den trügerischen Frieden, dem sich der Mensch sorglos hingab. Und nur eines hilft dem Menschen, diese Stürme des Lebens und der Natur zu überstehen, und das ist ein mutiges, tapferes Herz.

*

Paulette Durand, im Hotel Paulette gerufen, als hätte sie nur diesen einen Namen, ist das Stubenmädchen der 2. Etage. Paulette ist noch sehr jung, knapp neunzehn Jahre alt, schlank, hochgewachsen, sehr lebhaft. Sie besitzt in hohem Masse den ein wenig dreisten Mutterwitz, der der Pariserin angeboren ist, Paulette ist eine auffallende Erscheinung. Das blonde, wellige Haar rahmt ein ovales Gesicht ein, das auf den ersten Blick eher apart als anziehend anmutet; denn die hohe Stirn, das schmale, grad verlaufende Näschen, das ein wenig vorgeschobene, energische Kinn lassen Tatkraft, Energie und Beharrlichkeit erkennen, die bei diesem graziösen, anmutigen Geschöpf auf den ersten Blick geradezu befremdend wirken. Aber wenn Paulette lächelt, oder, von innerer Heiterkeit durchschüttelt, ganze Kaskaden eines silberhellen Lachens versprüht, dann leuchtet eine faszinierende Lebensfreude in ihren braunen Augen auf. Die schimmernd weissen Zähne werden zwischen den ein wenig stark vom Lippenstift geröteten Lippen sichtbar. Das strenge Kinn, die gerade Nase, die hohe Stirn verlieren ihre herben Konturen, und ein junger Mensch steht da, dessen beneidenswerte Frohnatur sich nicht im geringsten um das kümmert, was erfahrene Menschen den Ernst des Lebens nennen.

Paulette räumt die Zimmer der zweiten Etage auf. Sie summt einen Gassenhauer, tut hier etwas, dort etwas, aber nichts macht sie gründlich. Sie ist eben noch beneidenswert jung, ein verspieltes Kind, das mit seinen Gedanken überall, nur nicht bei der Arbeit ist. Mehr Interesse wie für den Staub, den sie wegzuwischen hätte, bringt sie für den Inhalt der Papierkörbe auf. Papierschnitzel, die sich als Teile eines zerrissenen Briefes agnoszieren lassen, werden behutsam wieder zusammengesetzt. Paulette ist sehr wissbegierig, was die privaten Affären der Gäste ihrer Etage anbelangt.

Um elf Uhr vormittags hat Paulette ihre «Zimmertour» beendet. Ehe sie das letzte der ihrer Obhut anvertrauten Zimmer verlässt, huscht sie zum Fenster, schiebt die Mullgardine ein wenig zur Seite, schaut hinaus auf die Schneewiese, wo anfangs einige Damensweater in grellen Farben ihre besondere Aufmerksamkeit erregen. Dann wandert ihr Blick weiter, nicht etwa zu den Bergen, deren Gipfel sich so klar gegen den blauen Himmel abheben. Auch der Skilehrer, der lässig auf seinen Skistock gestützt die Gruppe seiner Schüler beaufsichtigt, erscheint ihr kaum eines Blickes wert. Lang, auffallend lang hingegen verweilt ihr Blick in der linken Ecke der grossen, aus dem rötlichen Felsgestein herausgehauenen Terrasse des Hotels. An der breiten Steintreppe steht ein Mann von zirka dreissig Jahren, gross, breitschultrig, sonnengebräunt. Er spricht begütigend auf eine nicht mehr junge, aber sehr gut zurecht gemachte und sehr auffallend gekleidete Dame ein, die ihren Wortschwall mit sehr aufgeregten Gesten unterstreicht.

Diese beiden sind Henrik Krohnert, der Hoteldirektor, und ein amerikanischer Hotelgast, Mrs. Silvia Larrison.

Während Henrik Krohnert, ohne es zu wissen, in weitgehendem Masse die Zuneigung des Stubenmädchens Paulette besitzt, hat Mrs. Larrison aus verschiedenen Gründen in Paulette eine sich bis zum richtiggehenden Hass steigernde Antipathie hervorgerufen.

Paulette scheint zu ahnen, worüber sich Mrs. Larrison so temperamentvoll mit dem Direktor unterhält, denn ganz ängstlich steht sie beim Fenster, verstohlen zu den beiden hinüberspähend. Paulette hat in diesem Moment ein sehr schuldbewusstes Gesicht und schleicht sich zum Zimmer hinaus wie das verkörperte schlechte Gewissen.

Sehr nachdenklich geht sie dann durch den breiten Korridor, überlegt, ob sie mit dem Lift in das nächste Stockwerk fahren soll, obwohl das für das Personal verboten ist. Louis, der Liftboy, mit dem dünnen Blondhaar, der frechen Himmelfahrtsnase, den wässrigen blauen Augen, ein Lausbub von sechzehn Jahren, den ein Witz des Schicksals in eine dunkle, würdige Uniform mit blanken Knöpfen gesteckt hat, dieser Louis grinst Paulette an mit einem Lächeln, das etwas Herausforderndes an sich hat.

«Was ist denn?» fragt Paulette so nebenbei und tritt scheinbar aus Zerstreutheit in den Lift. «Was lachst du denn so blöd, du sonniger Junge, du?» —

«Heute wird es bald blitzen und donnern», grinst Louis «Und heute wird vielleicht jemand fliegen, ohne Propeller...» Er zieht den Hebel, langsam fährt der Lift aufwärts.

«Hallo, Sonny boy!» sagt Paulette nach einigem Zögern. «Es kann sein, dass man dich fragen wird, ob ich heute früh in der Telephonzelle war. Es würde nett sein von dir, wenn du nichts gesehen hast!»

«Zu spät!» grinst Louis. «Man hat mich schon gefragt. Und kann ich sagen, dass ich nichts gesehen habe, wenn ich doch etwas gesehen habe . . . ?

Louis weidet sich sichtlich an der Bestürzung Paulettes.

Lauperswil im Emmental (Photo H. Heiniger)

Frühling

In diesen lichten, linden blauen Tagen,
Wenn Himmelschlüssel auf der Wiese stehn
Und droben stille, weisse Wolken gehen,
Vergisst nach deinem Schicksal du zu fragen.

An Grün und Gold und Bläue hingegeben,
In tausend jungen Düften süss zerflossen,
In Horizont und Himmel ausgegossen,
Bekennst du: Atmen, schau'n ist Glück, ist Leben.

Rudolf Riesenmey

«Hätten Sie mir gesagt, mit wem Sie da in der Frühe telephoniert haben, dann hätte ich geschwiegen wie ein kaputtes Radio! Vertrauen gegen Vertrauen! Aber so . . . ?» Er schnippt mit den Fingern. «Tut mir leid, verehrtes Fräulein, haben Sie sich selbst zuzuschreiben!»

«Du unreife Banane!» Auch Paulette schnippt mit den Fingern. «Dir werde ich etwas anvertrauen! Damit es eine Stunde später das ganze Hotel weiss, du lebendes Skandalblättchen, du!»

Der Lift hält. Hoheitsvoll geht Paulette davon, tritt dann in das Bügelzimmer, in dem sich die Stubenmädchen aufhalten, wenn sie nicht im Hotelbetrieb benötigt werden.

Josefine, das Stubenmädchen von der dritten Etage, blickt kaum auf, als Paulette eintritt. Josefine ist damit beschäftigt, seidene Damenwäsche zu bügeln, die ihr nicht ohne viele Ermahnungen von den weiblichen Gästen ihrer Etage zur Reinigung übergeben wurde.

Man könnte annehmen, dass Josefine Fieber hat. Ihre Wangen sind unnatürlich gerötet. Ihre dunklen Augen haben einen fiebrigen Glanz. Das ist um so verwunderlicher, als Josefine ihre Arbeit nach wie vor mit der ihr eigenen Gewissenhaftigkeit, in ihrer steten, ausgeglichenen Ruhe ausführt. Josefine ist kleiner als die hochgewachsene Paulette, äusserst diensteifrig, peinlich sauber. Ihr tiefschwarzes, glänzendes Haar rahmt ein blasses Gesicht ein, das zu allen Zeiten des Tages einen sonderbaren entrückten, fast fanatischen Ausdruck hat. Josefine ist sehr ernst, verträglich, sehr verschlossen. Sie ist unendlich gewissenhaft, unendlich geduldig, und die Gäste in ihrer Etage haben es nie notwendig, nach dem Stubenmädchen ein zweites Mal läuten zu müssen.

Im Zeitlupentempo nähert sich Paulette der elektrischen Bügelrolle, um Tischtücher und Servietten zu glätten.

«Du kannst doch englisch?» fragte sie und zieht aus der Tasche ihrer adretten Schürze einige Papierschnitzel hervor. «Vom Zimmer 12 . . . die englische Gouvernante . . . die mit zwei kleinen, dicken holländischen Mädchen . . .»

«Stöberst du noch immer in den Papierkörben nach?» fragt Josefine, ganz in ihre Arbeit vertieft.

«Ja, das ist meine Leidenschaft!» lacht Paulette. «Sonst könnte man doch trübsinnig werden so als Hotelstubenmädchen . . .» Sie reichte Josefine einige schon zusammengefügte Papierschnitzel. «Hat die englische Miss einen Liebhaber? Sieh doch nach, Josefine! Ich möchte es so gerne wissen . . .»

«Allways in love . . .» liest Josefine laut. «I kiss your white neck . . .» Sie nickt. «Natürlich hat sie einen Liebhaber.»

«Was heisst denn das, white neck?»

«Weisser Nacken . . .»

Paulette lacht hell auf. «Was . . . ?! Den Nacken der englischen Gouvernante küsst er! Ist der aber vergnügungssüchtig . . .»

Dann nimmt Paulette einige der geglätteten Servietten und faltet sie zusammen. «Diese lederne Hopfenstange hat einen weissen Nakken. Wer das hört und nicht sieht, glaubt's auch.» Sie lacht hell auf. Das Bezaubernste an Paulette ist ihr Lachen. Wie eine Skala von Silberglöckchen hört es sich an. Es ist das Lachen eines vom Leben noch unbeschwerten jungen Menschen.

«Hör mit dem blöden Lachen auf!» sagt

Josefine gereizt. «Ich verstehe nicht, wie man so stundenlang lachen kann ohne jeden Grund.»

Paulette gibt keine Antwort. Sie ist gekränkt. Sie ist schnell gekränkt. Nur dauert es bei ihr nicht lange. «Bald werdet Ihr mich nicht mehr so behandeln . . .»

«Was heisst das . . . ?»

«Das heisst», seufzt Paulette, «dass ich vielleicht noch heute aus dem Hotel ‚Alpenblick' hinausfliegen werde. Fristlos entlassen.»

Sie spricht nicht weiter, denn die Tür wird aufgerissen. — Ria, das Zimmermädchen der ersten Etage, tritt ein. Zornig stemmt sie beide Hände in die Hüfte und schreit Paulette an: «Das ist die Höhe! Jetzt habe ich nicht fünfzehn, sondern dreissig Zimmer aufzuräumen!! Sag' einmal, wie denkst du dir das eigentlich?! Die Aschenschalen sind nicht sauber gemacht. Die Leintücher in den Betten sind die reinsten Gebirgspanoramen! Die Badewannen sind nur gewischt, nicht gescheuert, Staub wischst du wohl nur ratenweise!»

Müde lässt sie sich auf einen Stuhl sinken.

«Das geht nicht mehr so weiter, Paulette! Ich mache dich aufmerksam, das halte ich nicht mehr aus! Ich kann nicht auch noch deine Arbeit machen.»

«Ich weiss nicht, was du willst!» begehrt Paulette auf. «Gerade heute habe ich mir besondere Mühe mit den Zimmern gegeben! Aber du hast eben immer etwas auszusetzen . . .»

«Immer etwas auszusetzen . . .», wiederholte Ria zornig. «Als wenn das für mich ein Spass wäre, dich zu kontrollieren! Als wenn ich nicht selbst genug Arbeit hätte! Den ganzen Tag muss man sich mit dir herumärgern, du naseweises Ding, du!»

Und im Nu ist wieder eine jener Streitigkeiten im Gange, die zwischen den beiden an der Tagesordnung sind. Ria hat es sich in den Kopf gesetzt, aus Paulette ein tüchtiges Stubenmädchen zu machen. Aber sie hatte keine Geduld. Das südfranzösische Temperament Rias neigt leicht zu Zornausbrüchen. Man möchte es gar nicht glauben, dass die ein wenig füllige Ria so leicht aus dem Häuschen geraten kann. Sie macht solch einen besonnenen, gesetzten Eindruck. Ist sie doch schon über 35 Jahre alt. Ihr genaues Alter verschweigt sie beharrlich. Vielleicht würde ihr ursprünglich schwarzes Haar durch die Indiskretion weisser Strähnen es verraten, wenn Ria ihrem Haar nicht vorsorglich durch Henna eine fuchsrote Färbung verleihen würde. Ria kennt alle Geheimnisse eines geschickten Make up. Nur wer sehr scharf hinsieht, kann auf ihrem scheinbar so glatten Gesicht verräterische Fältchen und Runzeln erkennen. Würde Ria ein elegantes Abendkleid tragen, würde man sie für eine sehr gut situierte Dame der besten Gesellschaft halten.

In kürzester Zeit hat Ria wieder einmal der verärgerten Paulette die Meinung gesagt, hat ihr die Servietten aus der Hand genommen, weil Paulette das Zusammenfalten nach Rias Ansicht nicht ordentlich ausgeführt hat, arbeitet mit der zauberhaften Geschwindigkeit einer versierten Arbeiterin drauf los und will jetzt wissen, warum Paulette nicht die bequemen Schuhe trägt, die sie von Ria geschenkt bekommen.

«Wie oft soll ich dir noch erklären, dass das nicht gesund ist, den ganzen Tag auf solchen Stöckelschuhen herumzugehen!»

«In den bequemen Schuhen habe ich einen Fuss wie ein Elefant», murrt Paulette, «ich mag sie nicht!»

«Rede dir nichts ein! Ziehe dir die bequemen Schuhe an!»

«Ich laufe in meinen Schuhen besser!»

«Meinetwegen! Ich sage kein Wort mehr! Aber wenn du einmal älter sein wirst, dann brauchst du dich gar nicht zu wundern, wenn du ewig Kreuzschmerzen haben wirst.»

«Ach, wenn ich älter sein werde», lacht Paulette, «dann bin ich ja nicht mehr Zimmermädchen — dann liege ich den ganzen Tag auf der Couch, fahre nur im Auto. Zu Fuss gehe ich überhaupt nicht mehr.»

«Red' nicht so blödes Zeug! A conto der grossen Dame, die du einmal spielen wirst, stopfst du dir schon jetzt nicht mehr die Strümpfe, wie?» Zornig legt sie die fertigen Servietten in den Wäscheschrank. «Ueber deinem rechten Absatz blitzt es . . .»

Paulette blickt verstohlen an sich herunter zu dem verräterischen Strumpf.

«Was du schon wieder hast? Man sieht gar nichts!»

«Natürlich nicht!» höhnt Ria. «Ich weiss das von einer Wahrsagerin, dass du ein Loch im Strumpfe hast. Ich habe dir als erste Regel für ein Hotelzimmermädchen gesagt: Das Wichtigste sind adrette Schuhe und Strümpfe! Sofort ziehst du dir ein Paar andere Strümpfe an!»

«Ich habe keine andern Strümpfe!» trotzt Paulette. «Alle sind kaputt.»

«Dann gehe hinauf in mein Zimmer und nimm dir aus meiner Kommode ein Paar Strümpfe! Aber bringe mir nichts in Unordnung! Da hast du den Schlüssel! Bringe ihn mir sofort wieder zurück! Und mache rasch!»

Dieses grosszügige Anerbieten begeisterte Paulette. Schon hat sie allen Streit vergessen. Uebermütig umhalst sie Ria, gibt ihr einen Kuss. «Du bist ein goldiger Engel! Du bist meine Beste, auch wenn du mit mir schimpfst!»

«Lasse mich in Ruh'!» sagt Ria mürrisch und schiebt Paulette von sich. Obwohl sie sich bemüht, ein strenges Gesicht zu machen, huscht doch ein flüchtiges Lächeln über ihre Züge. Sie hat Paulette, obwohl sie mit ihr soviel herumzankt, von Herzen gern.

Paulette läuft davon. — Weder sie noch Ria ahnen, dass das Schicksal gewissermassen aus dem Loch im Strumpf von Paulette den Knoten zu schürzen beginnt, der sich im Laufe eines Tages so verwirren wird, dass die durch einen so winzigen Anlass hervorgerufenen Ereignisse die beiden in tiefste Verzweiflung und grenzenlose Hoffnungslosigkeit stürzen werden . . .

II.

Albert

Monsieur Albert, gestern noch Oberkellner im Hotel «Alpenblick», sitzt reglos am Fenster seines Mansardenstübchens, obwohl er sonst um diese Vormittagsstunde in der Küche zu sein pflegt, um an dem Konzilium teilzunehmen, das aus fünf Köpfen besteht und nach langer Ueberlegung die Speisekarte für Diner und Souper festlegt.

Monsieur Albert ist erst um zehn Uhr vormittags aufgestanden. Er hat eine Zeitlang gegen den starken Kater angekämpft, der die Folgeerscheinung einer merkwürdigen Nacht gewesen ist. Albert hat dann einige Minuten lang über verschiedene Dinge von schwerwiegender Bedeutung nachgegrübelt, hat dann sehr sorgfältig Toilette gemacht, nur dass er dann seinen eleganten Kellnerfrack nach kurzem Entschluss in seinen Koffer verstaute. Um 11 Uhr trägt er bereits einen Sportanzug, der aus ihm einen eleganten Herrn mach', dessen graumeliertes Haar respekteinflössend wirkt.

(Fortsetzung folgt)

Venner des alten Bern

Gerade vor 500 Jahren (1446) wurde von Schultheiss und Rat der Zweihundert (CC) der Stadt und Republik Bern das Gesetz erlassen, dass nur Glieder der vier grossen Handwerksgesellschaften (Zünfte) der Pfister, der Schmiede, der Metzger und der Gerber zu der Stelle eines Venners gelangen können (Vennermanual von 1687). Dieses Gesetz wurde bis 1798 beobachtet. Daher kam diesen burgerlichen Gesellschaften ein gesetzliches Vorrecht zu, indem nur aus ihnen die Venner erwählt werden konnten, und man bezeichnete sie fortan als die vier Vennergesellschaften.

Anfänglich gab es in Bern nur einen Venner, der trug das Stadtbanner. Als sich die Zahl der Einwohner vermehrte, gab es deren vier, für jedes Stadtviertel einen eigenen. Die Kreuzgasse und die in der Hauptgasse (Kramgasse und Gerechtigkeitsgasse) schieden die vier Teile auseinander. Diese Stadtviertel erhielten ihre Benennung von den vier ansehnlichsten Gewerben, den Pfistern (Bäcker), Schmieden, Metzgern und Gerbern.

Die Venner befehligten und verwalteten ihre Quartiere gesondert. Sie hatten als Quartieraufseher für Ruhe, Ordnung und Sicherheit zu sorgen, bezogen die öffentlichen Einkünfte, verfügten über die notwendigen Ausgaben und standen den Landgerichten vor, von Seftigen (Pfistern), Sternenberg (Schmieden), Konolfingen (Metzgern) und Zollikofen (Gerbern). Ihnen war die sogenannte Harnischschau, die jährliche Musterung der Waffen und Rüstungen der bernischen Krieger, übertragen. Die Venner hatten den Sitzungen des Rates beizuwohnen und gehörten dem Kriegsrate an. Ihre Machtfülle war so gross und die Anwartschaft ihrer Amtsstelle so begehrt, dass man mit einer Verordnung von 1437 ihre Amtsdauer auf zwei Jahre begrenzte.

Das Kriegshandwerk dünkte die Berner vor allen Handwerken damals weitaus das schönste. Mit der Halbarte und dem Langspiess, den kecken Schweizerdegen an der Hüfte, unter dem Bärenbanner zum immer sicheren Siege auszuziehen, war der Traum des jungen Burgers. Wenn die Sturmglocke erklang, so sammelte sich die ganze wehrhafte Burgerschaft an der damals weit geräumigeren Kreuzgasse um das Stadtbanner.

Im Jahre 1289 erschien Rudolf von Habsburg auf der Schosshaldenhöhe zum Angriff auf die Stadt. Die ganze Bernermacht, von ihrem Venner geführt, zog ihm am 28. April entgegen, geriet aber vor den offenen Toren in einen Hinterhalt und wurde blutig aufs Haupt geschlagen, so dass Bern zur Unterwerfung gezwungen wurde. Selbstverständlich schildern unsere Geschichtsschreiber diese Niederlage möglichst beschönigend, was wir ja auch tun möchten, indem wir verschweigen, was die Strassburger-Chronik darüber zu berichten weiss.

Vor diesem Treffen war auf dem Stadtbanner der schwarze Bär auf weissem Grund gewesen, und dieser überaus blutige Kampf gab dann die Veranlassung zum Anbringen des roten Wappengrundes. Seit der Einsetzung eines Feldobersten im savoyischen Feldzuge von 1589 verlor die Stelle des Venners bei den Bannerauszügen ihren vormaligen Rang und ihre Bedeutung und fiel noch ganz weg.

Der schönste Brunnen der Stadt, der Venner- oder Schützenbrunnen, steht seit vierhundert Jahren (1545) an der unteren Marktgasse. Eine prächtige Vennerfigur mit Schwert und Schweizerdolch, das Fähnlein der Büchsenschützen in der Hand. So sehen wir ihn in martialisch schreitender Stellung, als Repräsentanten seiner Gilde.

Eine andere Vennererinnerung ist der hübsche Brüggierbrunnen vor dem Rathaus. Diese Brunnenfigur (1542) stellt, wie man von jeher annahm (urkundlich nachgewiesen ist das nicht), den Venner Brüggler dar, der im Gefecht an der Schosshalde (1289) gegen die Scharen Rudolfs von Habsburg das Stadtbanner trug und auf der Wahlstatt blieb. Die Namen Brüggler und Venner wurden mit gleichnamigen Strassen im Obstberg (Schosshalde) beehrt und verewigt.

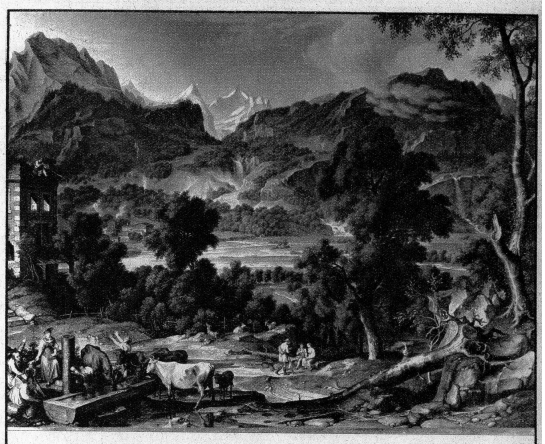
Fritz Maurer.

HINWEIS

Lexikon der Politik. Im Verlag A. Francke AG. Bern ist soeben das Neue Lexikon der Politik von Walter Theimer in der Sammlung Dalp erschienen. Dieses neuartige Werk in schöner Ausstattung und handlichem Format erklärt in alphabetischer Reihenfolge ausführlich die politischen Begriffe, Namen, Systeme, Gedanken und Probleme aller Länder. Besonders in der heutigen Zeit mit ihrem ständigen Wechsel in der Struktur und Politik der einzelnen Staaten dürfte dieses kleine, aber sehr bedeutende Werk allen denen grosse Dienste erweisen, die die Zeitung lesen und sich für Politik interessieren.

Nicht nur die unzähligen Begriffe und Fremdwörter, die in der Politik ständig gebraucht werden, haben darin Aufnahme gefunden, sondern, was weit wichtiger ist, die Lehren von ungefähr 50 der bedeutendsten politischen Denker aller Zeiten. Völkerrechtliche Grundbegriffe erhalten eine eingehende Erklärung, und geographische Orte, die in politischer Hinsicht von Wichtigkeit waren, finden eine gründliche Würdigung ihrer Bedeutung mit allen entsprechenden Erklärungen.

Das Lexikon der Politik ist ein Buch, das nicht nur als Nachschlageband, sondern vor allem als instruktives Werk in keiner Familie fehlen dürfte, denn gerade in der Schweiz, wo jeder Bürger sein Stimm- und Mitspracherecht besitzt, ist eine eingehende Kenntnis der politischen Zusammenhänge für jeden von grösster Wichtigkeit. hkr.



Zur Ausstellung J. A. Koch im Berner Kunstmuseum: «Berner Oberland» (wahrscheinlich Meiringen)
Leihgabe der Staatsgalerie Wien

JOSEPH ANTON KOCH

Im Kunstmuseum in Bern hat gegenwärtig ein Künstler mit seinen Werken Aufnahme gefunden, dessen Name und Arbeiten nur wenigen bekannt waren und den doch mannigfaltige und enge Beziehungen mit unserem Lande verbanden. Es ist der Oesterreicher Joseph Anton Koch, der in den Jahren 1768 bis 1839 lebte und längere Zeit auch in der Schweiz verbrachte. Die Ausstellung steht unter dem Patronat von Bundespräsident Dr. Ph. Etter und S. E. Minister Seemann, österreichischer Gesandter in Bern, und wurde vom Berner Kunstmuseum gemeinsam mit der Gesellschaft zur Förderung der kulturellen Beziehungen zwischen Oesterreich und der Schweiz veranstaltet, wobei die einzelnen Werke aus verschiedenen Museen Oesterreichs, Süddeutschlands, der Schweiz und aus Privatbesitz zusammengetragen werden mussten.

Joseph Anton Koch verbrachte seine ersten Jugendjahre im Lechtal im Tirol, wo er als Knabe längere Zeit als Hirte sein Tagegeld verdiente. Dort entwickelte sich seine Liebe zur Natur und zur Freiheit und seine Beobachtungsgabe. Durch die Mithilfe eines Geistlichen, den man auf den talentierten Knaben aufmerksam gemacht hatte, kam er zuerst auf das Seminar in Dillingen und in eine Bildhauerlehre nach Augsburg. Dann aber konnte er in Stuttgart die Karlsschule besuchen und sich zum Maler ausbilden. Eine Ferienreise brachte ihn erstmals in die Schweiz, und die reichhaltigen Eindrücke, die er dabei erhielt, legte er in einem Tagebuch nieder. Seine zweite Reise in die Schweiz erfolgte unter ganz andern Umständen. Der junge, temperamentvolle Künstler hatte sich 1791 in Strassburg mit revolutionären Ideen befasst und diese auch verbreitet und musste nun aus Süddeutschland fliehen, wobei er sich in die Schweiz wandte. Zuerst hielt er sich in Basel, dann in Bern, Biel, Neuenburg und den Berner Alpen auf. Vorübergehend fand er auch Aufnahme bei dem bekannten Berner Maler Lory, mit dem er sich sehr gut verstand. Diese Freundschaft wirkte befruchtend auf beider Schaffen, wobei es allerdings vor allem Lory gewesen sein dürfte, der von dem ihm überlegenen Oesterreicher Künstler allerlei lernte. Während seines Schweizer Aufenthaltes entstanden unzählige Zeichnungen von unseren Landschaften und Sitten, deren weitere Ausarbeitung aber erst in spätern Jahren in Rom erfolgte. Von der Schweiz aus zog Koch nach Italien, wo er dann seine Zelte endgültig aufschlug. In Rom holte er seine Zeichnungen aus der Schweiz wieder hervor und führte nach deren Vorlage äusserst fein ausgeführte Aquarelle und Oelgemälde aus, die noch heute von dem grossen künstlerischen Können Kochs beredtes Zeugnis ablegen.

Koch ist der eigentliche Gestalter der heroischen Landschaft, deren erhabene Grösse er sowohl in seinen Heimatbergen als auch in der Schweiz zu lieben und zu gestalten lernte. Bis aufs Kleinste hat er jedes Detail ausgearbeitet und jede Fläche seiner Bilder mit der gleichen Genauigkeit gestaltet. Die grosse Anzahl von Zeichnungen, Aquarellen und Bildern, die wir bis Ende August im Kunstmuseum bewundern können, zeigen nur einen relativ kleinen Teil seines gewaltigen Schaffens. Doch ist es wert, diesen hier allzu wenig bekannten Künstler mit seinen grossen Fähigkeiten kennen und schätzen zu lernen. hkr.